

Klaus Herding

Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, München: Hanser-Verlag, 1991 (452 Seiten mit 53 Schwarzweißabbildungen), DM 68,-

Reichels Buch liefert (von einigen Lücken abgesehen) einen umfassenden Überblick über die Forschung zum NS-System. Das Verdienst liegt in der Synopse des bisher Erarbeiteten. Ein Neuansatz wird nicht erkennbar¹; dies behauptet auch der Autor nicht (insofern betreffen die nachfolgenden Überlegungen weniger Reichel als den bei ihm skizzierten Forschungsstand). Als Summe, die auf die Dringlichkeit einer neuen Bearbeitung verweist, ist das Buch durchaus lesenswert; vor allem ermöglicht es Jugendlichen einen stringenten Überblick. Übersetzungen, wenigstens ins Englische, Französische, Italienische, wären wünschenswert; umgekehrt sollten in künftige Gesamtdarstellungen die bis heute (Reichel zufolge) kaum deutsch verfügbaren Analysen des italienischen Faschismus einbezogen werden.

Der Titel – »Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus« – ist für das Verfahren des Autors insgesamt signifikant: Er kombiniert Lothar Prox' Wort vom »schönen Schein« in der NS-Musik mit dem Thema der Berliner Ausstellung »Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus« (1987) und dem Thema des Tagungsbandes »Die Dekoration der Gewalt. Kunst und Medien im Faschismus« (1979). Einziger Unterschied: Reichel zögert nicht, den 1933 usurpierten Begriff des »Dritten Reiches« zu verwenden.²

Man tut sich immer noch schwer mit der Bezeichnung des Phänomens (wie übrigens mit seiner sprachlichen Bewältigung überhaupt³). Die Rede vom »Dritten Reich« impliziert einen unhaltbaren Geschichtsmythos; der Begriff des Faschismus führt, da er zunächst nur eine italienische Bewegung bezeichnete, zu Mißverständnissen; die damalige Neuprägung »Nationalsozialismus« schließlich erweckt zu Unrecht den Anschein, es handle sich um eine Spielart des Sozialismus. Daher haben Hans-Ernst Mittag und der Rezensent vor Jahren⁴ für das Kürzel »NS-System« ent-

schieden, eine Notlösung, die immerhin andeuten konnte, daß die Hitler so verhaßte »Systemzeit« weit eher das Regime zwischen 1933 und 1945 charakterisiert als die Weimarer Republik.

Es geht Reichel, einmal mehr, um das Doppelgesicht des NS-Systems, das sich durch Gewalt und deren ästhetische Verbrämung am Leben erhielt, wobei beides sowohl in getrennten Bahnen verlaufen (KdF versus KZ) als auch anschaulich zusammentreffen konnte (z.B. in den SS-Ritualen und Ordensburgen). Daß der NS eine gewaltige und differenzierte, in sich widersprüchliche kulturelle Maschinerie aufbaute, um die Grenzen zwischen Politik und Kultur zu verwischen, die Massen sich gefügig zu machen, um Krieg und Tod zu verklären, ist bekannt: Kunst als Medium sozialer Kontrolle. Daß die Masse dabei als bloßes Ornament fungierte, wußte Siegfried Kracauer; von der Ästhetisierung der Politik handelt Walter Benjamins berühmte These; daß der Glanz für den Tod Reklame macht, schrieb Theodor W. Adorno; von der ästhetischen Faszinationsgewalt der NS-Bewegung war Ernst Bloch bereits 1924, nach dem Kriege Albrecht Schöne berührt (was alles auch zitiert wird, vgl. S. 22-27, 221, 328). Reichel bemüht sich, dies im einzelnen nachzuweisen und zu einem Gesamtbild zu fügen.

Einleitend führt er drei Erklärungsmodelle für die Tatsache an, daß die Entdifferenzierung von Politik und Kultur dem Regime scheinbar so mühelos gelang: Die Kultur wurde bereits im Bismarckreich zu einem von der Politik abgehobenen Reservat, was es dem NS erleichterte, diesen Bereich zu besetzen, als unpolitisch hinzustellen und so als schönen Schein zu nutzen (S. 31 f.); Politik ihrerseits wurde schon in der Arbeiterbewegung ästhetisierend verklärt, wodurch der Anschein erweckt wurde, die nationale und die soziale Frage könnten in volksgemeinschaftlicher Harmonie gelöst werden (S. 39 f.); die Ästhetisierung von Politik und Gesellschaft beeindruckte vor allem den Mittelstand, der sich von Kommunismus und Kapitalismus gleichermaßen bedroht sah (S. 44 f.).

Man hätte sich gewünscht, daß dieser historische Rahmen im vorliegenden Buch wie in der NS-Forschung insgesamt auch bei der Analyse der Einzelphänomene zum Zuge gekommen wäre. Mir scheint sogar, daß er noch erweitert werden müßte, will man das schematisch festgefahrene Bild dieser Zeit revidieren. Denn es läßt sich nicht nur nachweisen, daß die äußere Massivität von repräsentativen NS-Bauten auf gründerzeitliche, überhaupt auf wilhelminische, Architektur zurückzuführen ist; es ließe sich auch zeigen, daß Hitler an barocke Naturunterwerfung anknüpft, wenn er beim Bau der Autobahnen Landschaftsgärtner beschäftigen will, oder daß sein Wunsch, als Künstler-Politiker, insbesondere als Architekt, die Volksmasse zu formen, auf Herrscherambitionen zurückgeht, die seit der Antike gültig waren. Mit einer solchen Verbindung von Lang- und Kurzzeitanalyse erst könnte man alte Topoi und Typenbildungen von neuen, spezifischen Strukturen unterscheiden.

Ein Hauptproblem bei der Erforschung des NS-Systems tritt erst in dieser Synopse deutlich zutage: Man kann das Faszinosum von damals nicht einfach verdammen. Vielmehr beschäftigt uns gerade heute die Frage, ob aufklärerische Argumente nicht zugleich faszinierend und suggestiv sein sollten, ob sie nicht so vorgebracht werden müssen, daß sie die Menge sinnlich ergreifen und zugleich mündig machen können.⁵ Auch ist zu bedenken, daß dem Faszinierenden immer ein Rest an realen Errungenschaften, Reformen, Zugeständnissen anhaftet; ohne diese Dimension hätten auch im NS-System die Vielen und die Einzelnen nicht in dem bekannten

Ausmaß Gefolgschaft leisten können. Der »schöne Schein« allein hätte nicht eine zwölfjährige Gewaltherrschaft tragen können.

Die Forschung hat zu diesem Problem manches beigesteuert, und Reichel verschweigt es nicht: er hebt das reale (und preiswerte) Urlaubsvergnügen hervor, welches das Regime Hunderttausenden erstmals gewährte – zwar nicht so umfassend wie angestrebt, aber doch in eindrucksvollen Dimensionen; er erkennt an, was in puncto Hygiene und Arbeitsplatzverbesserung in Fabriken geschah; er stellt (worüber man streiten kann) materialgerechtes Bauen, überhaupt »eine antizipierte strukturelle Modernität« (S. 103) heraus; in einem Fernsehinterview sprach er sogar von einer »neuen Lebensqualität«, die das Regime hervorgebracht habe.⁶ Auch kommt er zu dem Ergebnis, daß zwischen 1933 und 1945 in Deutschland »eine vielseitige Literatur« verlegt worden oder das Musikleben keineswegs erstarrt sei. Man muß wirklich bis zu dieser Schmerzgrenze gehen und sich womöglich sogar einen Augenblick lang dem Verdacht aussetzen, man würde im stillen diesem Regime doch beipflichten oder es verharmlosen wollen. Erst wenn man die reale Attraktivität erfaßt, wird man die Gründe für das (von Anfang an gegebene) jeweilige Umschlagen in Verführung und Gewalt wirklich begreifen können.

Im vorliegenden Buch, nicht anders als in früheren Publikationen, folgt nun jeder dieser Beobachtungen die unangefochtene, aber sattsam bekannte Feststellung vom »schönen Schein«, folgen moralisierende anstelle von analytischen Urteilen. Eben noch war vom 14-tägigen Urlaub am Tegernsee für 54 RM die Rede, und schon folgt der unbestreitbare, aber nichts Neues zutage fördernde Totschlagesatz: »Das [KdF insgesamt] ließ sich in seiner menschenverachtenden Skrupellosigkeit an Deutlichkeit kaum noch überbieten« (S. 243). Man könnte jedoch gelassen zugestehen, daß auch Ersatzbefriedigungen ein Stück realer Befriedigung gewähren. Urlaubsreisen und kulturelle Veranstaltungen können nicht nur »glauben machen, daß sich die Wirklichkeit verändere« (S. 244) – sie verändern das Leben tatsächlich; sonst wäre Geschichte ein Kinderspiel. Eben noch war von differenzierter Sportpolitik die Rede, dann heißt es – und wer wollte diese Selbstverständlichkeit bestreiten? – daß der Sport die Funktion hatte, den »Siegeswillen« und den »Durchhaltewillen« der Bevölkerung zu stabilisieren (S. 262). Oder welches neue Erkenntnis fördert ein Satz zutage wie: »Hinter dem schönen Schein dieser Spiele [Olympiade 1936] verbarg sich ihre geheime Gewalt« (S. 271)? Eben noch waren die Brückenbauten und die Ökologie beim Autobahnbau (worüber man wiederum streiten könnte) gerühmt worden, und schon wird das Ergebnis zusammengefaßt als »Größenwahn und Großmachtstreben, Geschwindigkeitsrausch und bewegungsorientierte Gemütlichkeit« (S. 287). Kaum ist, anläßlich der Reichskanzlei, Hitlers »imaginatives Verständnis von Politik« hervorgehoben, folgt auch schon die moralisierende Rücknahme: »Ein so aufwendiges Spiel mit schönem Schein und raffinierter Täuschung ...« (S. 300, 303). Das eine ist vom anderen abgehoben, folgt nicht analytisch daraus. Reichel kommt mit seiner eigenen Dialektik nicht zurecht: er wehrt sich (schon S. 11) gegen Verharmlosung und Verteufelung des NS-Systems – um dann doch beidem Vorschub zu leisten.

So wenig man den Erscheinungsformen naiv verfallen kann, so wenig kann ein nur moralisierendes Urteil befriedigen.⁷ Je mehr man etwas ablehnt, desto mehr wird man sich wohl auf äußerste analytische Sachlichkeit zurückziehen müssen; das daraus folgende Urteil kann man getrost dem mündigen Leser überlassen. Es wird

also nicht betritten, daß jene Verurteilungen grosso modo zutreffen. Aber sie ständig zu wiederholen, wirkt defensiv und erweckt den Anschein, man sei der eigenen Position unsicher. Auch die Formel »reaktionäre Modernität« genügt als Analysebaustein nicht (zumal man dieses Etikett sehr vielen, auch heutigen, politischen Systemen anheften könnte). Mir scheint, daß künftige Gesamtdarstellungen prägnanter ausfallen könnten, wenn sie auf gebetsmühlenartige Formeln verzichteten. Überdies sind schöner Schein und Gewalt nicht automatisch miteinander verquickt; schöner Schein ist als solcher noch nicht verbrecherisch (auch nicht in jedem Einzelfall zwischen 1933 und 1945). Welches hohe Kunstwerk produziert ihn nicht – er kann Vorschein auf die Wahrheit ebenso wie bloße Verführung sein, zwei Extreme, zwischen denen sich die analytische Beweisaufnahme bewegt.

Es geht also nicht darum, den »Schein« erneut und mit immer gleichen Ausdrücken zu beschwören, oder umgekehrt darum, die Erscheinungen als schiere Realität zu werten und damit erneut zu entpolitisieren; es kann erst recht nicht sinnvoll sein, das vordergründig Gute mit dem entsetzlichen Kern zu verrechnen. Es geht darum, präzise zu begründen, warum unter einem bestimmten Vorzeichen eine soziale oder kulturelle Maßnahme sich inhuman ausgewirkt hat. Auf dieser Grundlage (induktiv also) läßt sich dann das Gesamtsystem bestimmen.

Dazu bedarf es zunächst genauer Quellen. Offenbar ist dies trotz aller Dokumentensammlungen (von Hildegard Brenner, Walther Hofer oder Joseph Wulf) ein Schwachpunkt geblieben. 50 Millionen Deutsche haben Robert Ley zufolge die KdF-Kulturveranstaltungen besucht. Dazu kann die Forschung nur beitragen, daß ein »Millionen-Publikum kaum zu bezweifeln« sei oder daß man trotz aller propagandistischen Übertreibungen doch von solchen Zahlen »ausgehen können« wird (S. 252, 261). Nur aus der unentwickelten Quellenforschung dürfte es sich auch erklären, daß das vorliegende Buch kaum Angaben über Löhne, Kaufkraft, Lebenshaltungskosten enthält, die sich zueinander in Beziehung setzen ließen. Sodann fällt ein Mangel an zeitgenössischen Stimmen zur Rezeption auf, obwohl z.B. über das Erlebnis der Reichsparteitage genau Buch geführt wurde.⁸ Nachträgliche Befragungen von offiziell Beteiligten sind ebenfalls publiziert.⁹ Ein Beispiel abseits offizieller Stellungnahmen hat Martin Warnke beigebracht.¹⁰ Auch bei Reichel findet sich ein Beispiel, das (gerade weil es so vereinzelt dasteht) seine Wirkung nicht verfehlt – der Bericht einer »glücklichen KdF-Seereisenden« (S. 248). Aber weder das Gesamturteil noch die Einschätzung einzelner Vorfälle scheinen sich durch solche Vorgaben wesentlich bewegt zu haben. Obwohl die NS-Architektur vielleicht zu den bestdokumentierten Gebieten der Kunstgeschichte gehört, scheint die Forschung, folgt man Reichel, der doch immens viel zusammengetragen hat, in einem merkwürdigen Stillstand zu verharren.

Zu den Gründen hierfür gehört wohl auch die Unsicherheit, wie man diesen Zeitraum zugleich immer weiter differenzieren und ihn dennoch weiterhin klar definieren soll. Ein Beispiel dafür liefert die Frage, ob es einen spezifischen NS-Kunststil gegeben habe: So sehr sich Reichel auf über 400 Seiten bemüht, die ideologische Eigenart des NS-Systems zu bestimmen, so wenig will er ihm auf visuellem Gebiet einen Stil zubilligen. Dies sei ein »ebenso verbreitetes wie nutzloses Spiel«, wird kategorisch erklärt (S. 273, ähnlich S. 295, 297, 365). Daran zu würdigen ist, daß es sich der Autor nicht leicht macht. Behrens' und Gropius' Erfolge unter Hitler machen ihn stutzig, und so notiert er das Fortwirken einer funktionalen Architektur, die dem

völkischen Geist widersprach. Aber solche Widersprüche auszuloten, kann nicht heißen, auf definitorische Elemente zu verzichten. Sie bestehen nicht allein in einer ideologischen Kontextualisierung und Umnutzung des Neuen Bauens. Es gab doch (bei repräsentativen Bauten) eine merkwürdige Kantigkeit und Schwere, eine eigentümliche Verbindung von vorgeblendeten und verkleideten Bauteilen, eine bis dahin unbekannte Militanz und Starre, einen Anschein von Handwerklichkeit trotz industrieller Herstellung, ein von älteren Klassizismen abweichendes Proportionsgefüge – allesamt Eigenschaften, die vorher zumindest nicht dominiert haben. In den meisten Fällen kann man von der Anschauung her bestimmen, ob ein Bau zwischen 1933 und 1945 gebaut wurde oder nicht. Umgekehrt: Hätte im NS-System etwa die Stuttgarter Weißenhofsiedlung gebaut werden können? Oder: Hätten Brekers und Thoraks Monumentalfiguren in der Weimarer Republik oder in der Bundesrepublik zum vorherrschenden visuellen Ausdruck der Zeit werden können? Stil ist ja Ausdruck einer Konvention, einer gesellschaftlichen, mehrheitlich geduldeten Harmonisierungsverabredung, eine ideologische Befriedungsstrategie geradezu. Insofern muß man wohl einen spezifischen Stil genauso annehmen wie eine spezifische Weltanschauung oder Heilslehre, die sich im Stil nur auskristallisiert.

Trotzdem sollte man nach gegenläufigen Phänomenen suchen und sich auch den Blick für Kontinuitäten vorher und nachher nicht verstellen lassen. Dies gilt vor allem für den Kern damaliger Inszenierungen, die ephemere Faszinationstechnik. Sie war nicht nur (furcht)erregend, sondern vielfach, in ihrer extensiven Breite und rein stofflichen Anhäufung, auch ungeschickte Antizipation dessen, was im Fernsehzeitalter (Hitler hat das Fernsehen nicht gerade gefördert¹¹) mit viel geringerem quantitativen Aufwand geleistet werden kann: der optischen Beeindruckung der Massen.¹²

Die Technik, Politik durch Bilder zu ersetzen, hat sich eingespielt und wird heute sehr viel wirksamer betrieben als zu jener Zeit. Nun aber schlägt die Entwicklung ins andere Extrem um: An die Stelle der Reproduktion ist die Simulation getreten. Die Simulationstechnik ermöglicht es, reale Vorgänge so zu abstrahieren, den Unterschied zwischen Fiktion und Realität so zu verwischen, daß ein visuelles Aufgebot in so gigantischem Ausmaß, wie im NS-System betrieben, gar nicht mehr gefordert ist.¹² Der Golfkrieg konnte auch ohne Bildpropaganda als »Reinigung von allem Politischen« (S. 114) dienen.

Anmerkungen

1 Vgl. Fritz J. Raddatz, Die reaktionäre Modernität. Peter Reichels Studien über die Dialektik von Ästhetik und Gewalt im Faschismus, in: Die Zeit Nr. 13, 22.3.1991, S. 23.

2 1923 erschien das namenstiftende Buch, »Das Dritte Reich«, von Arthur Moeller van den Bruck. Etwa seit Kriegsbeginn wurde der Begriff des »Dritten Reichs«

zunehmend durch den des »Deutschen Reichs« ersetzt; signifikant ist die Umbenennung der Zeitschrift »Kunst im Dritten Reich« in »Kunst im Deutschen Reich«.

3 Da Sprachgewohnheiten in das Belieben eines jeden Autors gestellt sind, möchte ich nur anmerkungsweise zu bedenken geben, ob nicht gerade bei diesem Gegen-

- stand eine allzu journalistische Diktion befremden muß. Klingt es nicht fast wie eine anbiedernde Verharmlosung, wenn von »Blu-Bo-Malerei« (S. 18, 28, 375) die Rede ist? Dient es der Verständlichkeit oder soll es den Egalitätsgedanken fördern, wenn ständig Nebensätze wie Hauptsätze behandelt werden (u. a. S. 82, 87, 140, 152, 196, 258, 297, 304f., 323, 350)?
- 4 Kunst und Alltag im NS-System. Albert Speers Berliner Straßenlaternen, Gießen 1975.
- 5 Den weitestgehenden Vorstoß hierzu hat wohl Willibald Sauerländer unternommen: »Mir scheint, daß eine Kultur im Dienste der Aufklärung sich heute jener bildhaften, sinnlichen, ja auch der mythenstiftenden Wirkungsweisen versichern müßte, deren sich die Gegenaufklärung so unbestreitbar erfolgreich bedient. Eine aufklärerische Kultur ... müßte lernen, daß es nicht nur darum geht, die Vernunft, sondern auch die Affekte zu erreichen, um Bewußtsein zu verändern« (Aufklärung als kulturelle Aufgabe heute. Plädoyer für eine Rationalität ohne Berührungsängste, in: J. Rüsen, E. Lämmert, P. Glotz [Hg.], Die Zukunft der Aufklärung, Frankfurt 1988, S. 71). Fraglich scheint mir daran allenfalls die Möglichkeit einer Einbeziehung »mythenstiftender« Wirkungsweisen zu sein.
- 6 NDR 3, Bücherjournal, 13.6.1991.
- 7 Dies ist ein grundsätzliches Problem, das insbesondere die Linke in Deutschland angeht. Es sei erlaubt, aus einem in USA 1990 gehaltenen, inzwischen wohl publizierten Vortrag des Rezensenten folgendes zu zitieren: »The problem left wing people are confronted with, is that they argue too moralistically. For example, it appeared as an offence to left wing ideas when Martin Warnke demonstrated that the most progressive tendencies in art have been developed at princely courts, during the 15th and 16th centuries (Martin Warnke, *Hofkünstler. Zur Vorgesichte des modernen Künstlers*, 1985). This theory ... appeared to be in contradiction to the current doctrines on deprivileged feudalism, and therefore was doubted. I got angry reactions as well, when,

- writing about caricatures, argued that a progressive mind does not necessarily bring forth a good drawing (Karikatur in der Krise? Eine aufrechte Haltung macht noch lange keine gute Zeichnung, in *Tendenzen* 137, 1982, pp. 72ff.). ... My scepticism toward arguing too moralistically is also based on the insight that an aesthetic value is not automatically carrying an ethic or a normative significance. Recently, Otto-Karl Werckmeister came to a similar conclusion when expressing »a basic scepticism about culture as bearing normative values« (*Kritische Berichte* 18, 1990, nr. 3, p. 79).«
- 8 Vgl. die Erfahrungsberichte der Parteigliederungen im Bundesarchiv zu Koblenz. Zum Ablauf: Yasmin Doosry, »Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen...«. Studien zum Reichsparteitagelände in Nürnberg, Diss. Hamburg 1991.
- 9 Etwa in *Kritische Berichte* 4, 1976, H. 4, S. 54 (Albert Speer).
- 10 Martin Warnke, Ein unveröffentlichtes Dokument zur Antikenrezeption im deutschen Faschismus, in: *Hephaistos* 2, 1980, S. 67-71.
- 11 Vgl. die Beiträge in: *Historical Journal of Film, Radio and Television* 10, 1990, H. 2.
- 12 Kritik an Reichels Buch und Ergänzungen im einzelnen seien hier nur angemerkt: Zur Diskussion, ob NS-Kunst in Museen gezeigt werden sollte, werden (S. 17) nur Aktivitäten von Klaus Staeck und vonseiten der Grünen aus dem Jahr 1988 angeführt; in Nr. 157 der Zeitschrift *Tendenzen* gab es indes bereits 1987 eine ausführliche Debatte darüber. – Für eine »ästhetische Rehabilitation der NS-Kunst« (S. 29) sehe ich kaum Belege; vielleicht könnte dieser Punkt in einer rezeptionsgeschichtlichen Studie näher ausgeführt werden. – Bei der Bewertung von Dix und Grosz (S. 51f., 54, 86) wäre Eberles These, daß diese Künstler schon vor 1933 »ausgebrannt« waren, zu berücksichtigen (Matthias Eberle, *World War I and the Weimar Artists*. Dix, Grosz, Beckmann, Schlemmer, New Haven und London 1985). – Die Auffassung, daß der Kern deutscher Kunst im Prophetischen und Ekstatischen liege (so Alois Schardt 1933,

S. 90), hätte bis heute weiterverfolgt werden können; sie bildete die Grundthese der Ausstellung »German Art in the 20th Century«, London, Royal Academy of Arts, 1985, in der das Bauhaus nahezu ganz ausgespart war. – Ein »Ruinenwertgesetz« (S. 122) hat es weder im juristischen noch im philosophischen Sinne je gegeben, auch nicht bei Speer (vgl. dazu Angela Schönberger, Die Staatsbauten des Tausendjährigen Reiches als vorprogrammierte Ruinen? Zu Albert Speers Ruinenwerttheorie, in: *Idea* 6, 1987, S. 97-107; Hans-Ernst Mittag, NS-Architektur für uns, in: *Stadt Nürnberg*, Pädagogisches Institut, Beiträge zur politischen Bildung 10, 1991, S. 3-22; auch Doosry, Anm. 8). – Daß »dem Schönheitsideal der Nazis Sinnlichkeit« fehlte (S. 130, 138), läßt sich m. E. kaum halten, beruht Faszination doch stets auf Sinnlichkeit, gerade im Falle der NS-Kultur, so sehr diese im übrigen zwischen Prüderie und Pornographie geschwankt haben mag. – Die Franzosen marschierten am 1.8.1936 nicht mit »deutschem Gruß« (so S. 267) in das Berliner Olympiastadion ein: Hajo Bernett, Symbolik und Zeremoniell der XI. Olympischen Spiele in Berlin 1936, in: *Sportwissenschaft* 16, 1986, S. 365, weist nach, daß die Franzosen den (in der Gestik ähnlichen) olympischen Gruß entboten. – Kaum haltbar scheint mir die Einschätzung der postmodernen Architektur, die

»der reaktionären Modernität des Nationalsozialismus nicht unähnlich« sei (S. 291). Da die Postmoderne (läßt man alle anderen Unterschiede beiseite) nicht der visuellen Verbrämung von Gewalt dient, werden mit dieser Annäherung die Grenzen zwischen NS-System und Ausdrucksformen der Demokratie verwischt; auch hat der Eklektizismus der NS-Architektur nichts mit der Reflexion über unterschiedliche stilistische Möglichkeiten zu tun, die wir in der Postmoderne finden. – Troosts »Haus der Kunst« wurde merkwürdigerweise nicht zum architektonischen Prototyp, wie es S. 297 (Arndt folgend) heißt – es fand in keinem NS-Bau Nachfolge. Warum, wäre zu klären. – Um die Behauptung, die moderne Literatur habe im NS-System weitergewirkt (S. 334), zu untermauern, wären Zahlen über Auflagenhöhen unerläßlich. – Zweifel weckt schließlich der Satz: »Insofern« – als die Museumsdirektoren bei Ankäufen auf das 18. und 19. Jahrhundert auswichen – »beschränkte sich die Verdrängung der Moderne durch die Kunst des Dritten Reiches im wesentlichen auf den Ausstellungssektor« (S. 360). Die unzähligen (S. 87f., 359 durchaus erwähnten) Kunstzerstörungen, Zwangsverkäufe und Raubaktionen scheinen mir dieses Urteil eindeutig zu widerlegen. – Für Hinweise danke ich Hans-Ernst Mittag.